

(Nachdruck verboten.)

24] „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

„Volter! Komm schnell, Wir müssen uns melden,“ rief Vornemann ihm zu.

Eilig wischte sich Volter die Tränen aus den Augen, nahm stramme Haltung an, und begab sich vor den Eingang des Konferenzzimmers, wo er mit Aufstellung nahm.

Wohlthätig berührte alle Schüler der Neußeren die ruhige Sicherheit Stabsarzt Bauers. Sie waren die polternde Unzufriedenheit vom Stabsarzt Renner gewöhnt und hier hörten sie kein lautes Wort.

Schnell ging die Visite vorüber, bei der der Stabsarzt diejenigen Kranken bestimmte, die zum Verbinden ins Operationszimmer kommen sollten. Dort wurden die Wunden gesäubert, frische Verbände angelegt und mehr, wo die Schüler mit behilflich sein mußten. Alles war ihnen etwas Neues.

Stabsarzt Bauer und Assistenzarzt Klinge verließen, sobald der letzte Kranke verbunden war, die Station.

„So,“ fing Sergeant Vogdahn an, der mit den Schülern nun allein war, „jetzt stellen Sie sich mal auf — in einer Linie.“

„Ranu,“ dachte Vornemann, „was wird denn da herauskommen?“

„Aber nicht wie die Hottentotten, sondern wie Ihr's gelernt habt! Nach der Größe — so!“

„Stillgestanden! — Kennt Ihr das ausgerichtet? — Nichten Sie sich aus, Vornemann, und ziehen Sie nicht so ein dämlisches Gesicht! — Na endlich! — Rührt Euch!“

Kunze, mit der Brille auf der Nase, mußte sich das Dach verbeißen, als Sergeant Vogdahn wie ein kommandierender General, mit dem Notizbuch in der Hand, vor ihnen auf und ab ging. Er wird doch nicht etwa mit uns hier im Operationsaal exerzieren wollen?

Sergeant Vogdahn mußte ein Vergnügen daran finden. Selbstgefällig strich er sich seinen großen Schnurrbart, dem er mit der nötigen Wicse eine übertriebene „Es ist erreicht“-Form gegeben hatte. Seine spitze Nase stand in seltsamem Kontrast zu dem übrigen Teil des Gesichts, aus dem seine hervorstehenden kalbsaugenähnlichen Sinnbilder der Obhut zuerst aufstiegen. An seinen merkwürdig ausgesprochenen fälschlichen Dialekt hatten sich die Schüler schon die Zeit her gewöhnt, wenn sie auch noch nicht dienstlich mit ihm zu tun gehabt hatten.

„Also, Sie sind jetzt bei mir auf Station!“

„Ach, der will uns eine Rede halten! dachte Vornemann und machte eine treuherzig fromme Miene.

„Da will ich Euch nun sagen, was Ihr zu tun habt! Vor allem will ich Euch das eine sagen: Wenn Ihr strikte Euren Dienst tut, wird Euch kein Mensch etwas anhaben. Sobald aber einer frech wird oder faul und führt nicht meine Befehle aus, dann sollt Ihr mich kennen lernen. Zuerst werde ich Euch heibringen, wie Ihr Eure Pfoten zu waschen habt, wenn Kranke verbunden werden sollen. Dann werden jeden Morgen die Instrumente ausgekocht. Die müssen allemal schon fertig dastehen, wenn ich raufkomme auf Station. Dann macht einer den sterilen Mann, der sich die Hände desinfiziert und beim Verbinden dem Arzt die Instrumente reicht. Das werden Sie von jetzt ab machen, Volter.“

„Zu Befehl.“

„Sie fassen nichts an als Ihre Instrumente, und kümmern sich um weiter gar nichts! Wenn alles klappt, braucht Ihr bloß auf der Station zu sein, wenn etwas zu tun ist. Klappt's nicht, wird vorchriftsmäßiger Stationsdienst eingehalten. „Dann,“ damit fuhr er sich mit der Hand über seinen fetten Leib, über den die Unteroffiziersdrilljacke so fest gespannt war, daß sich Quersalten im Luch gebildet hatten, — „dann wird mir jeden Mittag Essen geholt aus dem „Blauen Löwen“. Ich werde jedesmal bestimmen, wer gehen soll. Heute gehen Sie, Bächner. So. Nun wäre ich fertig. Tretet — weg!“ kommandierte er im Kasernenton.

„Wollt Ihr gleich nochmal her? Ist das eine Kehrtwendung, wie Ihr sie gelernt habt?“

„Tretet — weg! — So! Das muß man nur üben.“

Der neue Polizeiunteroffizier des Lazarett's verstand sich mit allen gut. Er wußte, daß mit den Lazarettbummlern, wie die Sanitätsschüler allgemein genannt wurden, nicht viel anzufangen war. Da brühte er oft ein Auge zu. Es war das erstemal, daß er als Frontunteroffizier ins Lazarett auf ein Vierteljahr kommandiert worden war. Ein hübscher Ruheposten, nach dem er sich gesehnt. Seine ganze Funktion war, die Zu- und Abgänge zu überwachen, für Ordnung und Ruhe zu sorgen, die Meldungen der Stubendienstwachhabenden der Schülerstuben beim Japsenstreich anzuhören und früh das Personal zu wecken. Mit dem Wecken ging es nicht so streng zu, wie in der Kaserne. Wecken tat er wohl; ob aber die Schüler auch aufstanden, darum kümmerte er sich weniger. Wer sollte auch so früh kommen und revidieren? Und was sollten die Schüler auch in aller Herrgottsfrühe anfangen. Die Kranken schliefen noch, und was eventuell getan werden konnte, machten sie bis zur Visite vollständig. Nur die Krankenwärter mußten an das pünktliche Aufstehen glauben. Die mußten früh mit der Lazarettreinigung beginnen, um zur Zeit fertig zu werden.

Lothmüde, wie Volter sich allabendlich zu Bett legte, war er doch der erste, der aufstand, sobald geweckt worden war. Sein erster Gang war auf die innere Station zum frankten Freund.

Seit zwei Tagen stand ein Wandschirm um Weiners Bett. Volter wußte, was das zu bedeuten hatte. Kummer im Herzen stieg er morgens hinauf.

Auf das Schlimmste gefaßt, öffnete er die Tür des Saales, in dem Weiner lag.

Was war das? Assistenzarzt da?

Flüsternd sprach dieser auf die Krankenwache ein, die sich am Bette Weiners zu schaffen machte. Wie er Volter bemerkte, wandte er sich um.

„Was wollen Sie? — Doch es ist gut, Sie können mit helfen, den da ins Leichenhaus zu schaffen.“

Weiner war tot.

Kein Blick verriet sein inneres Gefühl, als Volter hinzutrat, mit anzufassen.

Er schreckt wollte er zurückfahren, als er die nackte Leiche sah. Ein mit weißer Haut überdecktes Gerippe lag da vor ihm. Wie auf ein Gespenst fiel durch das Fenster das Morgenlicht, das diesen entseelten Körper noch schrecklicher erscheinen ließ. Weit geöffnet standen die Augenlider, zwischen denen die Pupillen herausstrahlen. Die Mundwinkel der halbgeöffneten Lippen waren herabgezogen, als ob er noch in der letzten Sekunde dem Schmerz über die ihm versagt gebliebene Freiheit Ausdruck gegeben hätte.

„Na, gucken Sie ihn nicht erst lange an und fassen Sie mit zu!“

Er schreckt fuhr Volter aus seiner traurigen Betrachtung empor und sah wie geistesabwesend dem Assistenzarzt ins Gesicht.

„Mit anfassen sollen Sie!“ rief ihm dieser entgegen. „Er beißt nicht, er ist tot.“

Wie im Traum tat Volter seine Pflicht. Er sah nichts mehr. Seine Hände halfen, wie mechanisch, dem Befehle gehorchend, die Leiche ins Leinentuch hüllen. Ganz gedankenlos hob er den toten Körper auf die Bahre und trug ihn mit zum Obduktionshaus.

Erst nachdem der hinzugerufene Polizeiunteroffizier die Tür des Leichenhauses verschlossen, in dem sein toter Freund niedergelegt war, und er, mit dem Unteroffizier allein, das Knarren des Schlosses hörte, kam er wieder zum vollen Bewußtsein.

„Ist Ihnen übel?“ fragte ihn der Unteroffizier, wie er ihn allein noch vor der Tür stehen sah.

„Nein, nein!“ antwortete Volter.

„Na, bleiben Sie noch ein wenig hier im Garten in der frischen Luft. Das wird Ihnen wohlthun.“

Nun war Volter allein.

Müden Schritts ging er zur nächsten Bank und ließ sich nieder. Er spürte nichts von dem kalten Wintertag, Sein

Kopf war so heiß — und Gedanken stürmten auf ihn ein, daß er keinen einzigen fassen konnte. Er sah nur seinen toten Freund vor sich, der nun endlich in der — Freiheit war!

Lange blieb er einsam auf der Bank sitzen. Das Glockenzeichen der Lazarettküche schreckte ihn aus seinen trübseligen Gedanken auf und rief ihn zum Dienst.

„Böhlche, rufen Sie mal den Vornemann zu mir.“

„Dort kommt er gerade, Herr Sergeant.“

„Vornemann, heute holen Sie mir Essen.“

„Herr Sergeant, ich habe keine Luchhose. Meine ist in der Kompagnie zum Ausbessern, und mit der Drillhose kann ich doch nicht gehen.“

„Sie haben doch noch eine der fünften Garnitur da?“

„Natürlich, aber die ist so dreckig. Die muß ich erst sauber machen.“

„Da machen Sie sie sauber! Verstanden?“

„Das geht aber nicht so schnell. Die müßte ich eigentlich erst waschen.“

„Weil Sie sich vom Essenholen drücken wollen, gehen Sie jetzt nun gerade!“

„Aber ich kann doch nicht, wenn ich keine Hose habel!“

„Da pumpten Sie sich eine. Wilden Sie sich doch nicht etwa ein, daß ich das glaube, was Sie mir da erzählen. Sie gehen einfach! Wenn's Ihnen nicht paßt, können Sie sich ja beschweren. Aber erst wenn Sie meinen Befehl ausgeführt haben. Sie kennen doch die Kriegsartikel?“

„Natürlich!“

„Also, wenn Sie noch was erzählen, werde ich Sie melden wegen Nichtausführung eines gegebenen Befehls. Haben Sie mich verstanden?“

„Natürlich!“

Sonapp war inzwischen auch von Station gekommen und hatte gehört, um was es sich handelte. Schadenfroh blickte er Vornemann an.

„Herr Sergeant, ich muß mir erst meine Hose sauber machen.“

„Beeilen Sie sich! Dann melden Sie sich bei mir. Nun scheeren Sie sich weg!“

„Der kann aber lange warten, bis ich damit fertig bin,“ flüsterte Vornemann dem Runze, auf seiner Stube angekommen zu. „Ich bin doch nicht zum Militär gekommen, um jedem Kohlendampfschieber seinen Hausknecht zu machen! Das fehlte gerade noch.“

„Siehste, Vornemann, nun mußt Du doch gehen,“ hänselte Sonapp.

„Na wart nur, der schickt mich nicht ein zweitesmal. Der hat scheint's noch kein Beefsteak mit Kieselsteinen gegessen!“

„Nach noch Dummheiten!“ warnte Runze.

„Ich werde mir doch nichts vormachen lassen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus der Geschichte unseres Hausgeflügels.

4]

Von C. Schenking.

(Schluß.)

In viel entfernt liegendere Zeit als die Zählung der genannten Vögel reicht die Zählung von Gans und Ente zurück, auch sind beide nicht aus Asien eingeführt, sondern stammen von einheimischen wildlebenden Arten ab. Unsere Hausgans hat ihre Stammform in der Grau- oder Wildgans (Anser ferus) und nur wenig von dem Wesen und der Eigenart ihrer Stammutter verloren, wennschon sich diese — wie das bei allen wildlebenden Tieren der Fall ist — stolzer hält und rascher bewegt, wodurch sie einen vorteilhafteren Eindruck auf den Beobachter macht. Die Graugans ist die einzige Wildgans, die in Deutschland brütet. Sie ist ein Zugvogel, der bereits Ende Juli zur Abreise rüstet, aber schon vor der Schneeschmelze mit fröhlichem Gesänge bei uns wieder eintrifft. Die ersten Zählungsversuche der Graugans scheinen im nördlichen und mittleren Europa, vielleicht im heutigen Pommern und Mecklenburg vorgenommen zu sein. Das muß aber schon sehr früh stattgefunden haben, denn schon Homer erwähnt die zahme Gans als Hausvogel Griechenlands. Bei den Griechen galt die Gans als ein lieblicher Vogel, dessen Schönheit bewundert wurde und der zu Geschenken an geliebte Knaben diente. Sie wurde nicht nur um des Nutzens willen, sondern wegen ihrer Schönheit gehalten, so hat Penelope ihre Freude an einer Herde Gänse, die nun sie lagert, als sie ihrem verkleideten Gemahl ihren

Traum erzählt. Auch Sudrun hielt Gänse auf ihrem Burghofe, die laut ausschrien, als ihre Herrin am Leichnam Sigurds jammerte. Nach griechischer Vorstellung sind Gänse auch wachsame Hüterinnen des Hauses, und auf dem Grabmal einer guten Hausfrau befand sich unter anderen Emblemen (Symbildern) das Bildnis einer Gans, um die Wachsamkeit der Verstorbenen auszudrücken. Auch im alten Rom galt die Gans als Sinnbild der Wachsamkeit; die weisbefiederigen waren der Juno geheiligt. Jener Auszeichnung zeigten sie sich nach der bekannten Geschichte, nach der sie durch ihr Schnattern die Einnahme des Kapitols durch die Gallier (390 v. Chr.) bereiteten, würdig; sie vermochten sich aber trotz dieses Verdienstes nicht vor dem römischen Ledermaul zu retten. Schon um 200 v. Chr. gibt Protius Cato, der unversöhnliche Feind Karthago, in seinem Buche über den Ackerbau Anleitung, Gänse zu stopfen, und später verstand man durch Fütterung von Feigen riesengroße Gänselebern zu erzeugen. Wie reich an Gänseherden Germanien wie die benachbarten Teile Galliens gewesen sein müssen, erhellt aus einer Notiz Plinius des Älteren (f. 70 n. Chr.), nach der von den Norimern, die an der belgischen Grenze saßen, alljährlich Gänseherden nach Rom getrieben wurden. Es waren dies indes nicht Hausvögel, sondern eine halb wilde Art, deren weiße Federn so hoch im Preise standen, daß aus den römischen Lagern an der Grenze oft Kohorten ausgingen, um der Jagd nach diesen Vögeln obzuliegen. Die Benutzung der Federn zum Füllen der Kissen rügt allerdings Plinius als eine „erst kürzlich aufgekommene Sitte“. Das Christentum schuf die Martinsgans. Zu Ehren des heiligen Martin von Tours wurden seit der frühchristlichen Zeit an seinem Gedächtnistage Tausende von Gänsen geschlachtet und verspeist, denn die Gans war in Deutschland zu einem Nutsvogel ersten Ranges geworden, dessen Fleisch, Eier und Federn für den Haushalt hochwillkommen waren.

Die Gans ist ein Weidevogel, dem ein Hirt gehalten wird, aber im selben Maße ein Hofvogel und als solcher vielfach ausbrüchlich in der lex Salica bezeichnet. Nur zu gewissen Zeiten ist ihr vergönnt, ihre Nahrung auf dem Felde zu suchen, im allgemeinen gehört sie aber hinter Jaun und Guter und soll zum Schaden eines Nachbarn nicht darüber hinauskommen.

Ebenso soll die Ente in der Gemeinde in Gut und auf dem Hofe gehalten werden; außerhalb des letzteren steht sie für angerichteten Schaden mit ihrem Leibe. Die Ente, von der Wild- oder Stockente (Anas boschas) abstammend, hat, wiewohl sie als sehr altes germanisches Haustier erscheint, weniger Bedeutung, da sie nur in wasserreichen Gegenden gedeiht, auch nur als Fleischvogel Wert hat.

Der zahme Schwan unserer Weiher und Flüsse ist der Höderich (Cygnus olor), so benannt wegen des schwarzen Höders auf dem roten Schnabel. Im Norden unseres Vaterlandes, wie in Nordeuropa überhaupt, auch in Ostibirien lebt er als wilder Vogel und nistet auch jetzt noch in vereinzelt Paaren auf größeren, ruhig gelegenen Seen Pommerns und Ostpreußens. Neben dem Storch und Kranich gehörte er zu dem Zugvogel älter Edelflüge. In der germanischen Mythologie stand der Schwan in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgestalten und auch im Rufe der Weissagung; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke: es schwant mir — mir wachsen Schwanenfedern. Auf Rügen vertritt er die Stelle des Storches, er bringt die kleinen Kinder. Gewisse göttliche Wesen, namentlich aber Valküren, Wald- und Wasserfrauen liebten es, Schwanengestalt anzunehmen; sie sind die Schwanenjungfrauen der nordischen Mythologie. Auch in der deutschen Sage erscheinen sie oft an Flüssen und Seen, legen ihr Schwanengewand ab und baden in der kühlen Flut. Wer ihnen das Gewand wegnimmt, bekommt sie in seine Gewalt. So nötig Hagen in der „Nibelungen Sage“ das „Meerweib“, ihm zu weissagen. Bei den alten Griechen galt der Schwan als der heilige Vogel des Apollo, von dem er die Gabe der Weissagung empfangen hatte, und Jupiter genoß die Umarmung der Leda in Gestalt eines Schwanes.

Früher stand der Schwan in der Küche in hohem Ansehen. Bei dem Brunkmahle, das die Stadt Paris im Jahre 1549 zu Ehren der schönen Katharina von Medici gab, wurden unter anderem Geflügel auch 21 Schwäne aufgetragen, und der mainzische Rundloch Mag Kumpolt gibt im Jahre 1581 die Art seiner Zubereitung an. Zu einer Zeit, wo man auch Adler auf vornehmem Tische nicht verschmähte, kam er nicht selten auf die Tafel. Zumeist wurde er als sogenanntes Brunkessen aufgetragen: Von allerlei Badwerk sah man da „aufrechtstehende Schwäne und Kraniche, welche die Hälfe emporeddeten“. Noch bei einem in den fiebziger Jahren in Melbourne veranstalteten „Experimentalfessen“ wurden schwarze Schwäne, die in Südaustralien und Tasmanien zu Hause sind, aufgeführt. Natürlich fanden sich die Schwäne auch auf der Tafel der Römer, wie Athenäus berichtet. Durch Plutarch erfahren wir, daß man Schwäne mästete und ihnen zu diesem Behufe die Augenlider zunähte. Die massige Vollgestalt des Vogels verspricht einen ansehnlichen Braten, aber dies ist auch der einzige Vorteil des Schwanenfleisches; es schmeckt trüger und ist bei alten Vögeln zähe. Sind diese fett, so läßt sich das Gericht eher verdauen; Schwanbraten von jungen Vögeln wird sogar gerühmt, und in London stehen unter den besondern kulinarischen Genüssen, die man zu Weihnacht auf die Tafel bringt, als feinstes und raffiniertestes Gericht, gebratene junge Schwäne obenan. Der Geschmack soll dem eines Gänsebratens ähnlich sein. Wie gesagt, war in früheren

Jahrhunderten dieses Gericht häufiger auf den Schüsseln der Vornehmen zu sehen, aber in neuerer Zeit ist die Schwanzzucht etwas in Verfall geraten, und da sich die Schwäne nur langsam vermehren, ist heute ein Schwanzbraten eine ziemlich kostspielige Sache. Man zählt dafür etwa 40 Schilling, und der Preis wird kaum geringer werden, da aus den Schwanzzüchtereien des Königs nur sehr wenige Exemplare in den Handel kommen, die Schwanzzucht in allen öffentlichen Gewässern aber ebenso wie die im Besitze der Städte befindliche strengen Schutzgesetzen unterworfen ist, so daß nur aus einigen privaten Schwanzzüchtereien noch Tiere auf den Markt kommen.

Der Schwan wird als „König der Gewässer“ bezeichnet. Und in der Tat, es bietet einen prächtigen Anblick, wenn der majestätische Schwimmer stumm und fast feierlich mit halbgeblähten Schwingen den Spiegel der Seen und Teiche durchfurcht. Der Anblick dieser schneeweißen Vögel, mögen sie wandernd in hohen Luftzonen hingehen oder Ruhe suchend auf den Gewässern sich niederlassen und in stattlichen Geschwadern an den Buchten und Küsten hinseglern, gehört zu den schönsten Bildern, namentlich der baltischen Meeresküsten.

Daß die Plastik sich diesem edlen Tierbilde mit besonderer Vorliebe zuwandte, ist erklärlich. Auch die Dichter haben den Schwan besungen und in ihm gleichsam ihr eigenes Symbol gefeiert. Wenn er den Tod nahe fühle, dann stimme er seine Kehle zu melodischem Gesange und seine Seele emporhebe unter diesen rührenden Tönen, so erzählt der alte, sinnige Mythos. Bleibt dieses eben auch nur Fabel, so fehlt ihr doch nicht ganz eine natürliche Antiknippung. Denn während fast alle Schwimmbögel nur einen rauhen oder schrillen Schrei hervorbringen, ist dem Singschwan allerdings ein sanfter, ebenso voller als weicher Ton verliehen. Auch nüchterne Beobachter haben ihn mit dem sanften Klange ferner Posaunen und Blöden verglichen, sagt Rafius. In Wirklichkeit wird dieser eigenartige Gesang oftmals der Grabgesang der schönen Tiere: das letzte Aufröcheln des Singschwanes ist klangvoll wie jeder Ton, den er von sich gibt.

Der Laubkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Von der Baumpflanzung.

Im Spätherbst, wenn die Blätter gelben und fallen, ist die Zeit gekommen, zu der der Gartenbesitzer neue Pläne für die kommenden Jahre schmiedet und zur Ausführung bringt. Das Obst ist eingeeignet, die Gemüse sind zum Teil aufgebraucht, zum Teil in Kellern und Gruben eingewintert, Sommer- und Herbstblumen sind verblüht, und so bleibt denn unter normalen Verhältnissen vor der Hand nichts weiter zu tun, als das nach und nach aufzuweisen, was man im Sommer im Schweiße seines Angesichts dem dürftigen märkischen Sandboden abgetrotzt hat. Wer sich aber einmal dem Zauber der Gartenarbeit mit Erfolg hingegeben hat, wen der Reiz der selbstgezogenen Blüten und Früchte einmal gefangen nahm, der legt nicht gern die Hände in den Schoß; denn Stillstand ist Rückgang. So werden denn Pläne geschmiedet und zur Ausführung gebracht. Die Zukunftsmusik des Laubkolonisten und mehr noch des Parzellenbesitzers ist und bleibt immer die Obstkultur, jenes interessante Gebiet des Gartenbaues, auf dem nur Sonntagskinder wirkliche Erfolge erzielen, die dann durch Jahrzehnte fast regelmäßig wiederkehren. Diese Sonntagskinder sind aber nicht Leute, die das blinde Spiel des Zufalls ausgewählt hat, sondern solche, die die Sache verstehen, also mit Ueberlegung und Sachkenntnis zu Werke gehen. Wenn die Millionen Obstbäume, die wir im Deutschen Reiche besitzen — kein zweites Land in ganz Europa hat auf verhältnismäßig gleich großem Raum auch nur annähernd so viel Obstbäume wie das Deutsche Reich —, so hätten wir es längst nicht mehr notwendig, für viele Millionen teils recht minderwertiges Obst aus dem Auslande zu beziehen, sondern wir könnten selbst andere Länder mit unserem Ueberflusse beglücken, und das Winterobst würde bei uns so billig sein, daß es nicht mehr wie jetzt für den Arbeiter einen Luxus darstellte, den er sich nur selten und ausnahmsweise leisten kann.

Wenn die Blätter fallen, der Obstbaum also in ein gewisses Ruhestadium eintritt, ist es Zeit, ihn zu pflanzen. In Jahren, wie dem gegenwärtigen, dauert es allerdings recht lange, bis die Blätter fallen, denn der Oktober brachte uns diesmal Sonnentage, wie sie uns sonst nur im Mai erfreuen, und die Apfelbäume prangen deshalb auch jetzt noch vielfach im satgrünen Schmuck ihres sippigen Laubes. Aber Oktober und November sind unter allen Umständen die besten Pflanzmonate für die Obstbäume. Pflanzt man nur wenige, so empfiehlt es sich, die ausgegrabenen Stämme zu entblättern, unbedingt notwendig ist es aber nicht.

Auf keinem Gebiete des Liebhabergartenbaues werden so viele und so grobe Fehler wie bei der Obstbaumpflanzung gemacht. Man pflanzt, was einem gerade unter die Hände kommt und was besonders billig ist, Kern- und Steinobst, ohne Rücksicht auf Reifezeit und Sorten, aber was am schlimmsten ist, auch ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Bäume. Auch für den Laubgarten und die Parzelle ist nur das allerbeste gerade gut genug. Die Bäume müssen wüchsig und gesund sein, eine gleichmäßig entwickelte Krone und ein reich verzweigtes Wurzel-

system haben. Wird letzteres durch rohes Ausgraben beschädigt, so ist das Anwachsen schon in Frage gestellt. Wurzelwunden sind freilich aber frisch ausgenommenen Bäumen unvermeidlich, sie müssen aber vor der Pflanzung, um gut zu verheilen, mit scharfem Messer glatt nachgeschnitten werden, und zwar derart, daß die schräge Schnittfläche nach unten gerichtet ist. Von Kern- und Steinobst kommen für die Parzelle in der Hauptsache nur zwei Baumformen in Frage: der Halbstamm mit etwa 120 Zentimeter hohem Stamm und der Niederstamm oder Buschbaum, dessen Verzweigung schon 50 Zentimeter über dem Boden beginnt. Letztere Baumform ist die idealste und lohnendste für kleine Verhältnisse. Allerdings ist der Buschbaum kurzlebiger als Halb- und Hochstamm; während aber bei letzteren die eigentliche Ertragsfähigkeit erst nach 12—15 Jahren beginnt, setzt sie bei ersterem schon im dritten Jahre ein, um dann von Jahr zu Jahr zuzunehmen. Die Altersschwäche beginnt bei diesen Bäumen, je nach Behandlung und Boden, zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre; dann haben sie sich aber reichlich bezahlt gemacht. Wer also nicht für seine Erben, sondern für sich selbst Bäume pflanzen will, der wähle in erster Linie den Buschbaum.

Bevor man die zu pflanzenden Bäume kauft, berechne man sich erst die notwendige Anzahl. Am besten fährt man, wenn man einen Teil der Parzelle ausschließlich für Obstkultur, den anderen für Gemüse und Blumen bestimmt. Unterkulturen unter den gepflanzten Obstbäumen sind nur in den ersten Jahren möglich, denn wenn die Bäume die sippigen Kronen entwickelt haben, beschatten sie den Boden derart, daß außer dem unerwünschten Unkraut überhaupt nichts mehr aufkommen kann. Auch verlangen sie eine regelmäßige Bodenlockerung und -lüftung, was allein schon Unterkulturen ausschließen sollte. Gewöhnlich wird viel zu dicht gepflanzt; anfangs sieht es ja aus, als wenn alles Platz hätte, sobald sich aber die Kronen nach einigen Jahren dehnen, sieht man, daß die Bäume zu dicht stehen, und dann muß Luft geschaffen werden. In unserem Sandboden beträgt der geringste Abstand der Buschbäume, die dauernd ihren Standort einnehmen sollen, zwischen 4—5 Meter. Ich empfehle, den Bäumen innerhalb der Reihen 4 Meter Abstand zu geben und den Abstand von Reihe zu Reihe auf 5 Meter zu bemessen. Will man in den ersten 8—10 Jahren möglichst große Erträge herauswirtschaften, so läßt sich auch dichter pflanzen und zwar in der Weise, daß man später die Hälfte der gepflanzten Bäume herausnehmen kann! Die zu entfernenden Bäumchen haben sich dann unter günstigen Verhältnissen schon durch ihre Erträge sehr gut bezahlt gemacht. Halbstämme müssen von Stamm zu Stamm mindestens 7 Meter, wenn möglich 8—9 Meter Abstand haben. Eine größere Bodenrente erzielt man in den ersten 10—12 Jahren durch Zwischenpflanzung von je einem Buschbaum zwischen zwei Halbstämmen. Wenn die Halbstämme starke Kronen gebildet haben, also in das ertragsfähige Alter treten, werden die Buschbäume entfernt. Auch Zwischenkulturen von Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren sind möglich. Neben der guten Beschaffenheit des Baumes sind auch Reifezeit und Qualität der Früchte wichtig. Man pflanze, wo es möglich ist, von jeder Gattung verschiedene Sorten, frühe, mittelfrühe und späte; und zwar von frühen und mittelfrühen, deren Früchte nur kurze Zeit konserviert werden können, verhältnismäßig wenig, mehr dagegen von Spätsorten, die den ganzen Winter vorhalten. Bei Auswahl der Sorten sind immer in erster Linie die zu berücksichtigenden, die sich in der betreffenden Gegend und unter den obwaltenden Bodenverhältnissen am besten bewährt haben. In eingezäunten Gärten oder in solchen, die durch hohe Laubbäume beschattet werden, ist jede erfolgreiche Obstkultur ausgeschlossen. Die einzige Obstsorte, die noch bei ziemlichem Schatten Ertrag gibt, ist eine Sauerkirische, die große, lange Lotkirische, auch Schattenmorelle genannt.

In sonnenreichen Spätherbstlagen wie den gegenwärtigen tut man gut daran, die frisch gepflanzten Obstbäume tüchtig anzuschütten, d. h. mit Wasser zu versorgen. Für jeden Baum muß ein breites und tiefes Pflanzloch ausgeworfen werden. Zum Pflanzen gehören zwei Mann; einer hält den Stamm gerade an der richtigen Stelle in das Pflanzloch und der andere füllt mit Spaten oder Schaufel langsam Erde ein, die nicht in das Pflanzloch geworfen, sondern geschüttelt werden muß. Wo es notwendig ist, sind dabei die Wurzeln gleichmäßig zu verteilen; der Mann, der den Baum hält, sorgt durch ganz leises Auf- und Abziehen des Stammes dafür, daß die lockere Erde überall gut zwischen die Wurzeln kommt. Wenn das Pflanzloch zu drei Vierteln gefüllt ist, beginnt man auch mit Antreten der eingefüllten Erde, um damit dem Baum die nötige Festigkeit zu geben. Fertig gepflanzt, darf der Baum nicht tiefer in der Erde stehen, als er zuvor in der Baumschule gestanden hat. Niedrig veredelte, sogenannte Buschbäume, sind so zu pflanzen, daß die an ihren Anschwellungen deutlich zu erkennenden Veredelungsstellen nicht mit in die Erde kommen, sondern mit der Erdoberfläche abschließen. Ein Düngen frisch gepflanzter Bäume ist absolut zu vermeiden; der Baum verträgt erst dann Düngstoffe, wenn er angewachsen ist, d. h. im zweiten bis dritten Jahr nach der Pflanzung. Man kann aber die Baumscheibe, d. h. den Raum unterhalb der Krone der frisch gepflanzten Bäume zum Schutz gegen Frost mit halb verrottetem Laub oder mit strohigen Dünger bedecken. Eine solche Bedeckung empfiehlt sich besonders bei frisch gepflanzten Birnpyramiden, die in der Regel auf Quitten veredelt sind, die sich etwas frostempfindlich erweisen. Diese Bedeckung bleibt auch den Sommer über liegen, da sie in der warmen Jahres-

zeit das schnelle Austrocknen des Bodens um den Baum verhindert, eine permanente Bodenfeuchtigkeit aber das freudige Anwachsen fördert. An Stelle von Laub und Dung kann man auch gut durchfeuchtetes Torfmull verwenden, das die Kasse wie ein Schwamm aufsaugt und lange anhält. Es empfiehlt sich, dieses Torfmull unter der Baumscheibe leicht einzugraben.

Die wichtigsten Obstgehölze für den Laubenkolonisten sind unsere Beerensträucher. Auf Pachtland, von dem man nie weiß, wie lange man es in der Hand behält, beschränkt man sich am besten auf Beerenobst, das ohne Rücksicht auf das Alter in jedem Herbst oder Frühling, wenn es sein muß, ausgenommen und an anderer Stelle wieder neu gepflanzt werden kann. Wenn man aber erstmals zur neuen Pflanzung schreitet, so tut man gut daran, nicht alte, verholzte Sträucher von anderen Parzellen zu pflanzen, sondern junges, kräftiges und wüchsiges Pflanzmaterial zu wählen. Wenn es auch in der sogenannten „alten Weibermühle“ möglich sein soll, aus alten Weibern durch Ummahlen rofige Jungfrauen zu machen, so ist es doch dem thätigsten Gärtner nicht möglich, aus einem alten abgetragenen Strauch durch raffinierte Kunstgriffe einen jungen zu machen. Ein alter Strauch läßt sich höchstens durch Herausnehmen des ältesten Holzes und durch Zerleiten in mehrere Pflanzen verjüngen, aber zwischen einem verjüngten und einem wirklich jungen Strauch besteht trotz alledem noch ein himmelweiter Unterschied. Junges Pflanzmaterial ist immer das Beste. Manche Beerensträucher geben uns die Möglichkeit in die Hand, junge Nachzucht heranzuziehen, wie Himbeeren und Brombeeren durch Ausläufer und Johannisbeeren durch Stecklinge. Letztere, im Herbst geschnitten, wachsen sicher an. Bei Stachelbeeren ist die Sache für den einfachen Liebhaber schon schwieriger, doch kann er sich auch bei diesen junges Pflanzmaterial durch sogenannte Ableger heranziehen, indem er von gesunden Sträuchern einige zwei-, dreijährige Triebe abbiegt, auf zehn bis fünfzehn Zentimeter Länge in den Boden hineinlegt und hier mit einem Holzstaken festhält; der im Boden liegende Teil bewurzelt sich, wird dann im zweiten Jahre von der Mutterpflanze abgetrennt und als selbständiger Strauch gepflanzt. Freilich läßt sich nicht alles so mir nichts dir nichts durch Stecklinge vermehren, wenn es auch Gehölze gibt, die als Stecklinge und Ableger wie Unkraut wachsen. So kann man von Weiden armstarke Astläufe mit Erfolg pflanzen. Ja, ich besitze einen Bekannten, der heute im Schatten seines ehemaligen Spazierstocks, eines Weidenknippels, sein Bier trinkt. Der Mann hatte seinen selbstgehackten Weidenstock im Wirtshaus neben sich in den Boden gesteckt und beim Heimgehen aus Vergeßlichkeit im Stiche gelassen. Als er nach reichlich zwei Monaten wiederkam, um sich seinen Stock zu holen, war dieser festgewurzelt und hatte furchbar ausgegelenkt. Heute ist aus dem ehemaligen Spazierstock ein großer Baum geworden! Schade, daß es kein Obstbaum ist, der Früchte trägt. Auch Pappeln wachsen leicht. Auf einem Holzplatze bei Staudorf bewundere ich alljährlich im Hochsommer über Meter starke Stammstücke von alten Pappelstämmen in reichem Blätterwäude. Im Stadtpark zu Stendal hat man vor einigen Jahren aus alten Akazienstämmen, die vor Jahr und Tag gefällt waren, einen Pavillon gebaut, dessen Stützposten diese Stämme bilden. Auch mehrere dieser Posten sind fest gewachsen und haben gewaltige Aeste entwickelt. Daß man sehr alte Bäume erfolgreich verpflanzen kann, wenn die Sache nur richtig angefangen wird, haben die drei hundertjährigen Linden auf dem Leipziger Platz gezeigt, die gelegentlich des Baues der Untergrundbahn verpflanzt werden mußten. Freilich hat das Verpflanzen eines jeden dieser drei Bäume die Kleinigkeit von 10 000 M. gekostet, und Prießle freut sich, daß nicht er, sondern die Untergrundbahngesellschaft das zu bezahlen hatte. In Frankfurt a. M. hat man sogar eine dreihundertjährige Eibe, die allerdings ein Kuriosum ist, mit einem Kostenaufwand von über 80 000 M. verpflanzt. Der Transport der alten Dame nach dem anderen Ende der Stadt erfolgte mittels gewaltiger Balken auf einer Bohlenbahn, die das Zusammenbrechen des Asphaltflasters verhinderte, mittels zweier vorgespannter Dampfstrahlenwalzen und dauerte fast drei Wochen. Ich habe mir jüngst den alten Baum angesehen; er hat die Schinderei gewaltig schieß genommen, scheint aber trotz alledem entschlossen zu sein, weiter zu wachsen.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Ueber die Reflexe. Wenn wir bei Tieren, die in der Stufenleiter der Entwicklung weitab vom Menschen stehen, zweckmäßige Handlungen sehen, so widerspricht es uns, diese Zweckmäßigkeit einer höheren Vernunft zuzuschreiben: wir sprechen dann von Reflexen, Instinkten. Und wir tun recht damit.

Was ist ein Reflex, ein Reflexakt? Wie kommt er zustande? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der Physiologe Vaglion i in seinem Buche „Zur Analyse der Reflexion“ (Wegmann, Wiesbaden 1907). Seine Schlussfolgerungen fußen auf einer großen Reihe von Versuchen, die er im Laufe mehrerer Jahre angestellt. Reflexe sind nach ihm Bewegungen und Sekretionen (also Muskelarbeit und Drüsentätigkeit), die vom Zentralnervensystem vermittelt und geregelt und infolge Einwirkung äußerer Reize hervorgerufen

werden. Auf ganz bestimmte äußere Reize erfolgen harmonische, zweckmäßige Handlungen, die immer eine biologische Bedeutung zur Selbsterhaltung des Individuums und der Art besitzen. Hierher gehören der Saugreflex bei Jungen, der Fluchtreflex bei vielen Tieren, wenn der drohende Feind naht, die geschlechtlichen Reflexe u. a. m. Beim enthaupeten Frosch läßt sich für eine ganze Reihe von zweckmäßigen Handlungen zeigen, daß für ihr promptes Zustandekommen ein „Bewußtseinsakt“ nicht nötig ist. — Jeder Reflex hat seine Grundlage in dem Bau jener Organe, die für die Aufnahme äußerer Reize eingerichtet sind, die die Erregungen zum Gehirn oder Rückenmark leiten, um von hier aus eine bestimmte Bewegung in einer bestimmten Muskelgruppe oder Drüsentätigkeit hervorzurufen. In diesem Sinne spricht Vaglion i mit vollem Recht von „prädisponierten“ Bewegungen, die gar nicht anders ablaufen können, weil den Bewegungen, die auf bestimmte Hautstellen (ober Sinnesorgane) treffen, ganz bestimmte Nervenbahnen vorgezeichnet sind.

Nach der Natur des Reizes, der auf eine und dieselbe Hautstelle trifft, ist auch der Reflex, der zustande kommt, verschieden. Liebt man z. B. auf die Fußsohle des enthaupeten Frosches einen leisen Druck von unten aus, so macht der Frosch mit den Beinen Bewegungen, die jenen der Sprungbewegung gleichen, nachdem er den Boden mit der Fußsohle berührt hat. In dieser Stellung verharren die Beine einige Zeit. Sticht oder kneift man nun die Fußsohle, so werden die oben besprochenen Bewegungen gehemmt und es treten ganz andere Bewegungen ein: das gestochene Bein wird an den Körper angezogen. Das sagt uns, daß die Erregungen nicht einfach von der Haut über das Rückenmark zu den einzelnen Muskeln weitergeleitet werden, sondern auf dem Wege eine Umformung, eine Verstärkung oder Abschwächung oder gar Hemmung erfahren müssen: durch ein- und denselben Reiz, auf dem Wege ein und derselben zum Rückenmark führenden Nervenbahn müssen die Muskeln teils zur Kontraktion, teils zur Erschlaffung gebracht werden. Eine Erschlaffung eines Muskels auf einen Reiz hin wird natürlich nur eintreten, wenn die Erregung auf dem Wege eine Hemmung erfahren wird. Durch sehr sinnreiche Versuche, die aber hier nicht besprochen werden können, hat Vaglion i gezeigt, daß die Nervenzellen, die die eintreffenden Erregungen — entsprechend der Natur des Reizes — umzuformen haben, in den hinteren Partien des Rückenmarksquerschnittes gelegen sind.

Was für die Reize gilt, die auf die Haut treffen, dürfen wir auch auf die Sinnesorgane (Auge, Ohr, Nase) treffenden Reize übertragen. Sie haben sich alle aus der Haut entwickelt, wie die Entwicklungsgeschichte es lückenlos gezeigt hat. In den Fellen der Hirnrinde hätten wir die Nervenzellen, die die Umformung der von den Sinnesorganen eintreffenden Erregungen zu besorgen hätten.

Die Frage, wie der für einen bestimmten Reflex prädisponierende Verlauf der Nervenbahnen zum ersten Male aufgetreten ist, bei der Nachkommenschaft immer unverändert wiederlebt oder im Laufe der Zeit eine fortschreitende Entwicklung erfahren hat, können durch die biologischen Gesetze der Auslese und der Vererbung beantwortet werden. Daß übrigens bestimmte Reflexe vererbt werden können, zeigen viele alltägliche Erfahrungen, wie z. B. der Saugreflex des Säuglings.

Völkerkunde.

Die Verwandtschaften unter den Eskimos. In jüngster Zeit ist eine erhebliche Anzahl neuer Forschungen über die grönländischen Eskimos und ihre Verwandtschaftsverhältnisse veröffentlicht worden, die der hervorragende Ethnologe Franz Boas in einem zeitgemäßen Aufsatz in der Wochenschrift „Science“ zusammenfassend bespricht. An erster Stelle sind die Untersuchungen von Dr. Thalbitzer, einem der eifrigsten Eskimoforscher der Gegenwart, zu nennen. Sie gründen sich auf die Andrup-Sammlung, die in Ostgrönland zwischen dem 68. und 75. Breitengrad gemacht worden ist. Ihre hohe Bedeutung liegt darin, daß sie eine nahe Verwandtschaft zwischen den Eskimos der Nordostküste von Grönland und denen vom Ellesmere-Land, dem nördlichen Baffin-Land und dem nordwestlichen Teil der Hudson-Bay (Kanada) aufdeckt. Die Beziehungen in allen Neuherungen der Kultur, wie sie in den Sammlungen hervortreten, sind so enge, daß mit ziemlicher Sicherheit der Schluß auf eine Wanderung der Eskimos von der Hudson-Bay über die genannten Gebiete bis nach der Nordküste von Grönland und dann wieder längs der Ostküste südwärts gezogen werden kann. Die besonders auffälligen Gegenstände der Sammlung sind Nadelbüchsen mit Verzierungen, Stangen zum Robbensfang, Eis-schaber aus Knochen und eigentümliche hammerähnliche Geräte, die wahrscheinlich zum Zerbrechen von Robbensped dienen. Ferner kommen in Betracht Beile aus Knochen und Pfeilspitzen mit oft reich verziertem Griff. Diese Geräte weisen meist eine so eigenartige Form auf, daß sie ohne Beeinflussung nicht wohl gut von den Bewohnern verschiedener Gegenden erdacht sein können. Es wird dann noch die Aufmerksamkeit auf die Behauptung von Ryder gelenkt, wonach die Eskimos von Ostgrönland auch viele Ähnlichkeit mit den Bewohnern von Alaska aufweisen, und damit wird die Anschauung befestigt, daß zwischen der ausgebreiteten Familie der Eskimos Zusammenhänge bestehen, die sich über weite Gebiete erstrecken.